

Predigt über Johannes 12,12-19  
Predigtreihe 1; Palmsonntag  
gehalten von Frank Sieckmann, Ubbedissen am 02.04.2023

Liebe Gemeinde,

letzten Dienstag haben wir angefangen, uns auf den Konfirmationsgottesdienst vorzubereiten. Und ich haben den Kids erzählt, was auf sie zukommt. Zum ersten habe ich von dem Einzug in die Kirche erzählt. Und ich sah an den Gesichtern, dass die Vorstellung, den Mittelgang durch das Spalier der reichlich anwesenden Gemeinde zu durchschreiten, sehr zwiespältige Gefühle auslöste.

Ich kann das verstehen. Das einzige, woran ich mich von meiner eigenen Konfirmation noch erinnern kann, ist eben genau der Einzug hier in die Kirche. Ich habe danach noch einige erlebt, bei meiner Ordination, Hochzeit, der Einführung in Stieghorst und diverse andere. Jedes Jahr ziehe ich mit den Konfirmanden ein, mit Jubilaren und Brautpaaren. Aber dieser erste Einzug durch die randvollen Bankreihen, in denen Menschen stehen und „Lobe den Herren“ singen, der hat sich förmlich in die Erinnerung eingebrannt.

Auf der einen Seite war es ein erhebendes Gefühl. Stolz wie Oskar bin ich mit den anderen gegangen. Auf der anderen Seite haben mir die Knie vor Angst geschlottert und ein tiefes Bedürfnis nach Flucht geweckt.

Einzüge, eigentlich jede Art von triumphalen Jubelbekundungen haben diese beiden Seiten. Auf der einen Seite die Bestätigung, die Würdigung, die 10 cm größer machen. Auf der anderen Seite haben sie aber auch etwas Bedrängendes, Bedrohliches, was von der Masse ausgeht.

Ich habe da ein Bild vor Augen: Robby Williams, der gerade vor 60.000 Leuten ein Konzert gegeben hat, am Ende des Auftritts vor johlenden und begeisterten Massen steht. Und er sieht aus wie ein kleiner Junge, schüchtern und ängstlich angesichts der Menge außer Rand und Band.

Solch ein tosender Beifall ist für einen Künstler sicher das Ziel, der Gipfel des Erfolgs. Aber es hat auch etwas Forderndes, Einschüchterndes.

Zwar kann es mir das Gefühl der Allmacht vermitteln, als könnte ich über das Wasser schweben. Aber in Wirklichkeit scheint es das Gegenteil zu sein: Die Menge scheint zu fordern, dass ich es auch tue. Und ich spüre, wie klein ich angesichts des Bildes bin, das die anderen von mir geschaffen haben und nun von mir die Erfüllung ihrer überbordenden Erwartung fordern.

Triumph macht Menschen sehr verletzlich, macht sie zu Objekten der Masse. Gebe ich dem nach, versinke ich in Hochmut, der bekanntlich vor dem Fall kommt. Messe ich mich allerdings an dem idealisierten Bild, dann werde ich darunter begraben.

Nun kann ich das alles nur vermuten. Denn ich habe und werde kein Konzert im Wembley-Stadion geben. Ich habe noch keine Konfettiparade durch New York veranstaltet bekommen und werde es wohl auch nicht. Meine Einzüge werden sich weiter und nicht einmal mehr häufig auf die wenigen Meter in dieser Kirche beschränken. Aber hinein fühlen kann ich mich in so etwas schon, in diesen Prickeln durch und die Angst vor der Macht der Masse.

Ich bin sicher, dass das Jesus nicht anders gegangen ist, als er damals unter Jubel und Begeisterungsrufen triumphal in Jerusalem eingezogen ist. Auf der einen Seite scheint das der Gipfel seines Erfolgs zu sein: Jahrelang hatte er für seine, meint für Gottes, Sicht der Dinge geworben. Nun endlich atmet der Jubel der Menge Zustimmung. Es scheint Bestätigung zu sein, dass er richtig entschieden hatte, als er sich Gottes Sache zu Eigen gemacht hatte und dem alles andere opferte. Es könnte das Sprungbrett sein, auf der Welle der Begeisterung das zu werden, was sie sowieso schon in ihm sehen: König

von Israel, machtvoller Befreier seines Volkes, hier im Zentrum politischer und religiöser Macht, hier in Jerusalem.

Auf der anderen Seite aber droht der Abgrund: Nicht sieht die Masse den Menschen, nicht den Überzeugten von Gottes Sache. Sie sehen in ihm ein Idol, aus ihrer Sehnsucht und ihren Phantasien geboren, einen Götzen, der ihre eigene Bedeutung aufblasen soll.

Nicht stimmen sie ihm zu, nicht bejubeln sie der Botschaft Jesu von Nazareth. Sie jubeln ihrer Vorstellung von ihm zu und bestätigen sich selbst, auf der richtigen Seite zu stehen, auf der des Siegers.

Diese Erkenntnis muss für Jesus erschreckend gewesen sein, vor allem, weil sich selbst seine engsten Vertrauten in dieses Missverständnis hinein saugen lassen. Mag am Ende zwar nur einer einen verhängnisvollen Schluss daraus ziehen, ihn verraten. Aber alle, die ihm jahrelang zuhörten, heben ihn mit der Masse auf einen Sockel, auf den er nicht gehören will.

Und ein weiteres: Jesus hat immer eine beschämende Klarsichtigkeit bewiesen. Deswegen wird er gewusst haben, was ihm geschehen wird, wenn er dem Bild seiner Umwelt nicht entspricht. Denn mit derselben Durchschlagkraft, mit der die Massen einem zujubeln, ersäufen sie ihn in Hass, wenn er nicht der Rolle entspricht, die sie ihm zuweisen. Das beweist sich wenige Tage später auf erschreckende Weise, als ihn dieselbe Menge ans Kreuz brüllt.

Das aber, was Jesus da geschieht, das findet sich im Kleinen auch bei uns. Wie gehen wir damit um, wenn uns Rollen hingehalten werden, denen wir nicht entsprechen können oder entsprechen wollen?

Als Eltern müssen wir zumindest zu Anfang damit umgehen, dass unsere Kinder allmächtige Erwachsene in uns sehen. Und zu genau wissen wir, dass uns dieser Schuh nicht passt.

Wir sind in unserer kleinen Welt Entscheidungsträger. Und Menschen haben in uns Wegweiser gesehen. Wie oft waren wir uns bewusst, mit welchem lauem Wasser wir eigentlich kochen und wie schnell das auffliegen könnte? Ehrlich gesprochen, sind wir selbst oft genug ratlos und stochern im Nebel. Wie gehen wir damit um? Was machen wir mit den Sockeln, auf die man uns stellt oder zumindest stellen möchte?

In dieser Frage tut es gut, nicht auf Robby Williams, sondern auf Jesus zu schauen und sich an ihm zu orientieren. Denn als sich der Triumphzug abzeichnet, da setzt er bewusst ein Gegenzeichen zu der erdrückenden Erwartung. Er lässt sich nicht auf Händen tragen, setzt sich nicht auf einen stolzen Hengst. Sondern auf einem Esel reitet er durch die Massen. Der ist unmissverständliches Zeichen für die Menge, aber auch eine Mahnung Jesu an sich selbst. Wie es bei römischen Triumphzügen siegreicher Feldherren üblich war. Auf dem Streitwagen hinter ihnen stand einer, der zwar den Ehrenkranz hielt, dabei aber die ganze Zeit ins Ohr flüsterte: „Denke daran, dass du ein Mensch bist und kein Gott.“

Der jubelnden Menge zu begegnen, mag erschreckend sein. Aber noch schrecklicher endet es zu glauben, die Menge habe Recht. Dem widersetzt sich Jesus von Anfang an. Er übernimmt die zugewiesene Rolle nicht. Er weicht nicht von seiner Überzeugung ab, welchen Weg er gehen will. Er widersteht innerlich und äußerlich den Erwartungen, mit denen die Masse ihn in ihre Richtung zwingen will. Und die Art, wie er den Triumphzug zur Farce macht, zur Satire, soll ein Spiegel sein, in dem die Menge die Unangemessenheit ihres Jubels erkennt.

Weder auf dem Berg predigend, noch schweigend vor dem Hohen Rat, noch gegenüber dem fordernden Verhör des Pilatus wird er sich selbst untreu. Er kann auf einem Esel sitzen, weil es völlig bedeutungslos ist. Er kann sich foltern und demütigen lassen, weil es sein Innerstes, sein Selbstwertgefühl nicht erreicht. Nichts davon kann das infrage stellen, was Gott in ihm sieht, nicht Jubel und nicht Hassgesänge: Nichts davon kann ihm die Würde nehmen, die ihm vom himmlischen Vater sicher ist. Und mir auch nicht.

Gebe Jesus, dass ich das nicht zu oft aus dem Blick verliere. Und wenn, dass er mir die Augen wieder öffnet. Und das Entscheidende, worauf ich meine Hoffnung stütze ist dieses: Mag Jesus auch unendlich mutig, unendlich frei und geradlinig gewesen sein. Getoppt wird das auf jeden Fall noch durch seine endlose Geduld und Beharrlichkeit, wenn es um unser Wohl geht.

Amen.